



Feiertagabend



Der Friede geht vorbei.

Von Max Barthel.

Am Abend kam die Nachricht zu uns in den Wald: Montenegro habe mit Deutschland Frieden geschlossen. Wir saßen wieder im Unterstand, als Michel Dambacher her eingestürzt kam. Dambacher war ein Bauernknecht, der auf dem Gute seines älteren Bruders arbeitete und natürlich nach allen Regeln brüderlicher Liebe ausgebeutet wurde. Das alles ertrug Dambacher, das gereine Arbeitstier, mit rührender Geduld, auch den Krieg. Er glaubte inbrünstig an alle Prophezeiungen, die damals wie Nachtvögel durch die Länder flogen. Vor allem glaubte er an die Prophezeiungen aus seinem Dorf. Dort saß eine alte Kartenschlägerin, die aus dem Kaffeesack die Zukunft zu lesen vorgab und den alten Männern und jungen Frauen der Heimat schon viermal den Friedensschluß vorausgesagt hatte, und als kein Friede kam, mit neuen Weissagungen die Verzweiflung des Dorfes besiegte. Dambacher las viel und oft in seinem Gebetbüchlein, doch an die Prophezeiungen der Heimat glaubte er bedingungsloser als an Gott und die Jungfrau Maria.

„Aber jetzt kommt doch der Friede, Bud“, sagte Dambacher, „auch der neue Leutnant hat's gesagt. Er hat gesagt, wir haben mit Montenegro Frieden geschlossen. Nun stimmt es, was die Frau in meinem Dorfe sagt?“

Er glänzte uns mit großen, blauen Kinderaugen an und lief, ohne auf Antwort zu warten, nach den andern Unterständen, um die Friedensbotschaft im Walde zu verbreiten.

In dieser Nacht lebten wir wie in einem Rausch. Viele Soldaten lachten und weinten zu gleicher Zeit. Eysoldt, der ganz finstern geworden war, wußte vor Freude nicht aus und ein und begann zu singen. Bud, ein Landwehrmann, padde seinen Tornister.

„Leute“, sagte Bud, „nun mache ich Schluß. Nun gehe ich heim. Mir hat gestern nacht von meiner Babette geträumt.“

„Das glaube ich nicht“, grölste Mund, als er seinen Streit mit Paulus über die geographische Lage von Montenegro beendet hatte, „nein, das glaube ich nicht. Das ist Schwindel. Wie kann ein so kleines Land,

das von unseren Truppen besetzt ist, aus freiem Willen Frieden machen! Da könnten ebenjogut Eysoldt und Bud erklären: Waffenstillstand. Friede. Heimkehr. Nun, morgen früh werdet Ihr ja sehen. Die Augen werden Euch überlaufen vor so viel Frieden.“

Die Zeit der Ernte naht!

Der Städter merkt es kaum. Der Arbeitslose gelangt nur noch an die Peripherie der Stadt, lange hat er kein weites Kornfeld mehr gesehen. Längst hat er kein Fahrgeld mehr für einen Sonntagsausflug, geschweige denn für eine Ferienreise. Die Peripherie der Stadt, jetzt seine „Heimat“, sein Aufenthalt, bringt höchstens ein bißchen Gemüse, ein paar Kartoffeln auf dürrigem Boden, der früher ein Schuttablageplatz war. Viele haben nicht einmal ein Stück Laubland, auf dem sie für ein paar Mahlzeiten ernten können. Die Berichte häufen sich, daß in allen Gegenden Menschen in Bretterbuden, ja in Erdhöhlen hausen. Aus Rot ist der Mensch zurückgekehrt zur Natur, aber in eine dürstige, ausgepowerte Natur, die sonst so reich spendet: Raffee im Ueberfluß, Weizen im Ueberfluß. Diese Ernte gehört der hungernden Menschheit nicht, sie gehört den Profitjägern, und die versenken sie ins Meer, damit die Preise nicht sinken.

Und wieder ist eine Ernte nicht für die Hungernden. „Es steht ein goldnes Garbenfeld, das geht bis an den Rand der Welt, mahle, Mühle, mahle“, hat Richard Dehmel schon vor langer Zeit gedichtet. Und dem Proletariat die Zukunft gezeigt: „Es wird kein Mensch mehr Hunger schreien!“

Die Menschen schreien mehr denn je Hunger. Wieder ist Erntezeit.

„Und es ist doch Frieden mit Montenegro! Bist du denn taub, Mund?, schrie Eysoldt. „Friede! Friede! Damit dein Bud voll werde, Mund, soll die Schweinerei ins Endlose gehen? Aber da mache ich nicht mehr mit! Ich will heim!“ Er redete sich in immer größere Erregung und begann plötzlich zu weinen.

„Ja, ja“, tröstete Mund, „hör' schon auf, Eysoldt, es ist Friede mit Montenegro, ich glaube es ja!“

„Was meinst du, Bud?“, wandte sich Eysoldt an mich und schluckte die Tränen hinunter.

„Der Friede kommt bestimmt“, sagte ich doppelstimmig. Eysoldt hörte nur das Wort „Friede“ und war getröstet.

In dieser Nacht schliefen wir schlecht.

Der Morgen war nachtschwarz, als wir zum Arbeitsdienst antraten. Bud hatte seinen Tornister wieder ausgepackt und stand mißmutig in der Reihe. Eysoldt lag im Unterstand und fieberte. Wir waren noch nie so verdrossen gewesen, wie an diesem Morgen. Durch unsere Träume war eine Stunde die Lichtgestalt des Friedens geschwebt, doch nun war der Traum ausgeträumt. Wir blickten verdrossen auf den neuen Leutnant Junke.

„Guten Morgen, Kompagnie“, sagte der Leutnant Junke, der erst drei Tage bei uns war, „wie ihr wißt, haben wir mit Montenegro Frieden geschlossen, Montenegro ist ein kleines Land auf dem Balkan. Der Balkan ist der Platz in Europa, wo die ersten Schiffe in diesem Krieg losgegangen sind. Und jetzt sollen da unten die letzten Kugeln gewechselt sein. Waffenstillstand. Es ist möglich, Kompagnie, daß auch bei uns Waffenstillstand wird. Bis dahin aber laßt uns die Zähne zusammenbeißen. Guten Morgen, Kompagnie!“

Er grüßte mit der Hand und ging in den Unterstand zurück.

„Schau mal an, Bud“, flüsterte Mund, „das ist die Kunst der Rede. Was hat der Leutnant eigentlich gesagt? Daß vielleicht auch bei uns einmal, und hoffentlich bald, Waffenstillstand ist. Und jedermann hörte nur das eine Wort. Schau sie nur an, die Hammelherde, die sich wie das Vieh abschlachten läßt, wie Eysoldt jetzt sagen würde.“

Ich beobachtete die Kameraden. Nicht alle waren zufrieden. In vielen Gesichtern fraß der Haß auf den Krieg.

Im Westen nichts Neues.

Wir, die vaterländischen Heimkrieger-Verbände, erheben gegen diesen Film flammenden Protest, und unsere national aufgerichteten Herzen und Hände verlangen, daß man die Vorführung augenblicklich unterläßt.

Wir bekämpfen mit Energie und Konsequenz jede verderbliche pazifistische Tendenz. Wir lassen uns den Krieg nicht diffamieren. Wir lassen auf den Krieg nicht das geringste kommen.

Wil's Gott, wird schon morgen wieder die Kanarre genommen, und dann lassen wir wieder andre für uns krepieren.

Das sind wir unseren zwei Millionen Toten schuldig.

Und tote Männer sind immer geduldig. Ferner protestieren wir gegen die verlogene Darstellung des Films: Unsere feldgrauen Braven dächten nur an Fressen, Saufen und Schlafen. Denn wie jedermann weiß, ist vom Trinken und Essen

im Felde überhaupt nie die Rede gewesen, und statt zu schlafen, haben wir die ganze Nacht immer nur an unseren Kaiser gedacht.

Wir lebten im Kriege als reine Idealisten, und wenn wir töteten, taten wir's als Christen, und wenn wir starben, hatten wir Sonne im Herzen, und wenn wir verwundet waren, hatten wir keine Schmerzen, und wenn wir verlaust waren, machte uns das Vergnügen,

und Trommelfeuer konnten wir gar nicht genug auf den Gräben kriegen, und in Gaswolken hatten wir ein Lied auf den Lippen, und niemals befahl nur das leiseste Zittern uns in heroischen Stahlgewittern, und wenn nicht der Dolchstoß uns umgelegt, dann siegten wir heute noch unentwegt.

So und nicht anders ist es geschehen. So und nicht anders war es im Feld. So und nicht anders wollen wir es gefilmt sehen . . . Lüge, Lüge über alles in der Welt!

S a f e.

In den nächsten Tagen kamen wir in Sturmreserve. Die Schlacht um die „Tote Tochter“ begann.

Es war winterliches Frühjahr. Mit blutjungen Soldaten aus dem Elsaß rückten wir in die vordersten Gruben. Das Sturmgepäck wurde gerollt. Die letzten Briefe nach Deutschland waren geschrieben, die letzten zärtlichen Briefe und Worte, in denen die Ahnungen eines jähen und gewaltigen Todes zitterten. In der Nacht vor dem Sturm schrieb ich an Viktoria, deren Bild immer strahlender vor meiner Seele stand.

Als sich die Langrohrgeschütze einschossen, lagen wir schon vorn. Bald trommelten die Haubitzen. Dann kam das Ende der Welt.

Die Toten des Krieges.

Um einen Begriff davon zu geben, welche fürchterliche Beute an Menschenleben der Krieg forderte, sei hier eine Zusammenstellung der

Gesamtziffer gegeben, soweit die Zahlen bis heute feststehen. Das deutsche Heer verlor während des Krieges insgesamt 1,822.555 Tote. Zu diesen kommen noch rund 4,278.000 Verwundete, so daß die blutigen Verluste zusammen 6 Millionen übersteigen. Frankreich verlor rund 1,25 Millionen Tote, ohne Kolonien. England einschließlich seiner Dominions 1,6 Millionen. Die Zahl der gefallenen Russen wird niemals auch nur annähernd ermittelt werden. Man greift nicht zu hoch, wenn man sie mit 3 Millionen einsetzt.

Hüben und drüben, auf allen Kriegsschauplätzen, zu Lande und zu Wasser, sind insgesamt schätzungsweise 11 Millionen Menschen den Soldatentod gestorben, während 69 Millionen unter den Waffen standen. Mit anderen

Worten ist rund jeder sechste Soldat draußen geblieben. Nimmt man aber nur die Zahl der in der Front gewesenen Soldaten als Grundlage, so ist schätzungsweise jeder dritte Mann der feindlichen Einwirkung erlegen. Mit zwei Millionen Soldaten zog Deutschland 1914 ins Feld. Fast ebenso viele kehrten nicht wieder heim. Die Gesamtzahl der blutigen Verluste übersteigt die Gesamtzahl der bei Kriegsbeginn vorhandenen Soldaten um das Dreifache. Man mag schäken, daß am Ende des Krieges vielleicht noch ein Zehntel jener Soldaten unterwundet lebte oder kämpfte, die im August 1914 hinausjogen.

(Aus „Sperrfeuer um Deutschland“ von Werner Beumelburg. Verlag: Stalling (G., Oldenburg.)

Von Uniformen.

Von Nathan Gurdus.

Uniformen!

Ich graue mich vor buntem Läch. Ich hasse Uniformen. Sie machen Menschen zu Zahlen und unter goldenen Knöpfen schrumpfen die Herzen zusammen!

Wenn ich die Augen schließe, rasen 15 Jahre vorüber. Und ich sehe Uniformen, Uniformen . . . Uniformen verschiedener Völker. Sie umgaben mich, meine Kindheit. Wenn uniformierte Männer zu mir traten, bedeutete es Leid. Wenn sie an den Fenstern vorbeizogen, bedeutete es Unglück. Den Weg der Kindheit und Jugend umstanden Uniformen. Selbst die Sonne war düster geworden vor Uniformen.

1. August 1914.

Man hält mich zum Fenster heraus. Draußen ziehen unsere sonst so ruhigen Straßen jügend feldgraue Regimenter vorüber, zur Front. Aus den Fenstern winken Frauen, Kinder, jauchzen, als siehe da unten ein Karnevalsezug dahin. Ich winke nicht. Und als auf einmal scharfe Kosakenkommandos über die Straße erschallen, beginne ich bitterlich zu weinen . . .

Erste Bekanntschaft mit der Uniform, erstes Grauen in der Kindheit.

Ich bin krank. Beide Beine gebrochen im Gips verband. Meine Mutter trägt mich auf den Armen, auf dem Bahnhof von Warschau. Das Tragen ist schwer, schwer kocht meine Mutter, aber immer weiter müssen wir entlang des letzten Zuges, der Warschau verläßt. Denn an den Kuppeltüren stehen goldglänzende Uniformen und winken lächelnd ab „alles reserviert“. Wir schleppen uns weiter. Das Tragen tut weh. Ich fühle jeden spitzen Stein des Perrons, dann stoßen die Bruchstellen zusammen . . .

Ueber die Stadt zieht gerade ein Flugangriff. Bomben prasseln, schwer ächzen Geschütze . . . Immer mehr säbelkrählende Offiziere stürzen in den Zug. Uns wird abgewinkt. Lächelnde rote Gesichter mit goldenen und silbernen Kragen an den Kupefenstern, und an den Türen immer noch Ordnonanzen. Da rauscht ein Schein in die Hand einer goldbetrefften Uniform, diese verbeugt sich, Orden und Sporen klirren, wir sind im Zug.

Moskau 1917. Ich sehe die russische Revolution, die erste, die dann erst später in den Blutströmen der Tscheka ertrank.

Draußen vor dem Kreml wogt die Men-

schennenge. Ein Gendarmeriehauptmann steht vor dem Kremitor. Immer näher, die Marschkolonne singend, kommt die Menschenmenge. Auf einmal springt das Tor auf, eine Kompagnie Garde tritt unter Gewehr. Eine Uniformmauer dringt gegen die Menge ein. Da aber geschieht das Wunder: Hände aus der Masse greifen nach dem Hauptmann, zerren an der Uniform, Hüften, Treppen, Goldknöpfe fliegen auf das Straßenpflaster. Die erste Uniform des Zaren vom Volke angefaßt, und still stand die Garde! Nieder mit der Uniform!

Der Jahrhundert alte Bann der Uniform war durchbrochen, und da im selben Moment schoß am höchsten Fahnenmast des Kremls ein roter Funke, entfaltete sich, und über Moskau, über Rußland, wehte zum erstenmal die rote Fahne der Revolution!

Ein Draußen stieg in der Menge auf. Die Gardemauer wankte. Die Uniformen begannen selbst ihre Goldknöpfe abzureißen. Sie wollten keine Uniformen mehr sein. Auf einmal waren alle Menschen, und singend zog das Feldgrau neben Arbeiterblusen, Studentenröden und Bauernkitteln durch die Straßen Moskaus.

Aber nicht lange und wieder zogen Uniformen in die Stadt. Zerrißene, verlumpte Uniformen, aber schon klebten neue „Hohheitszeichen“ an den Ärmeln und Mützen: Sowjetsterne.

Und anstatt Gesang erklang das Tak-tak-tak-tak-tak der Maschinengewehre auf den Straßen Moskaus. Männer in denselben Uniformen beschossen sich, ihre Kegele aber sausten in die Häuser und töteten Frauen, Kinder. Als man dann auf die Straßen trat, lagen Leichen vor jedem Tor und Uniformen drangen in die Häuser ein, Bücher, Betten, Schränke flogen durchs Fenster. Tschekisten drangen in die Wohnung, schleppten alles weg, schlugen mit Gewehrkolben alles zusammen und schmissen zum Schluß alles auf die Straße. Wir aber waren noch glücklich, wenigstens ihren Revolution entronnen zu sein . . .

Wieder liege ich mit verbundenen Beinen in einem Viehwagen. Schwer rollt der Zug der polnischen Grenze zu. Weinen im Wagen.

„Adieu Rossia“, murmeln alle. Die Grenze ist da, Türen werden aufgerissen — Tschekakontrolle! Uniformen dringen in den Wagen.

„Was, hier sind noch einige Bourgeois! Raus mit ihnen!“

Einige alte Russen werden herausgeschleppt und während der Zug langsam weiterfährt,

ertönen draußen einige Knalle . . . Wir wissen, was das bedeutet . . .

Wieder geht die Tür auf. Alle atmen auf. Der Hölle entronnen!

Polnische Uniformen, Litzewka, parfümierte Offiziere, Europa! Zivilisation, Kultur!

Da leuchtet der Pole einem von uns ins Gesicht . . .

„Waas, Juden im Wagen! Trozkis Bettern! Naas mit ihnen!“

Uniformierte, parfümierte, kultivierte Hände greifen nach uns und zerren uns aus dem Wagen. Draußen ist 25 Grad Kälte; ich liege mit dem Verband im Schnee des Bahnsteiges . . . Schüttelfrost überfällt mich!

Der Zug rollt weiter und in der Tür winkt eine Witwka, „grüßt Trozki!“

*

Ein Jahrzehnt ist vergangen. Vieles ist vergessen. Nur manchmal tauchen bunte Flecke vor den Augen auf . . . Uniformen! Manchmal tritt ein Listboy an mich heran, und ich sehe das graue Tuch, die goldenen Knöpfe, schon glaube ich ein Kojalen- oder Ulanengesicht vor mir zu sehen, ich schaudere, bis ich dann aufblide und in zwei große Kinder-Augen blicke, die sagen: „Ich muß doch Uniform tragen!“

„Der Krieg hat gute Folgen.“

So steht es in einem Schulbuch zu lesen, in einem reichsdeutschen Lehrbuch für höhere Lehranstalten aus dem Jahre 1927! Da ist der Nachwuchs unter den Lehrern, der hat den

Krieg nur dunkel noch in Erinnerung, was soll er den Kindern beibringen? Das Lehrbuch, „Hand- und Hilfsbuch für Lehrer: Der Deutsche Auffag in den höheren Lehranstalten, von Dorenwell-Vogeler“ hilft ihm und hilft den Kindern. Es liefert eine Disposition. Die sieht folgendermaßen aus:

„Der Krieg hat auch wohlthätige Folgen.

1. Für die Staaten.

1. Der Krieg ist ein Gegengift für die Wucherpflanzen des Friedens, wo der Rationalismus über den Idealismus siegt und alles erschläfft.

2. Die Völker lernen sich besser kennen und achten; es findet ein Austausch an Ideen, Anschauungen, Lebenseinrichtungen usw. statt.

3. Der Handel sucht neue, oft vorteilhafte Wege.

4. Die Kunst, namentlich Poesie und Malerei, erhalten großartige Gegenstände zur Verherrlichung.

II. Für den einzelnen Staatsbürger.

1. Der Krieg gibt Gelegenheit, Talente zu entwickeln; ohne Krieg wäre die Welt um manchen großen Mann ärmer.

2. Viele Tugenden finden Gelegenheit, sich zu bewähren.

3. Auch der religiöse Sinn wird wieder geweckt, sowohl bei Sieger wie bei Besiegtem.

4. Mancher tätige Mann findet Gelegenheit zu reichem Erwerb.“

Man kann darauf nur sagen: armes Deutschland! Arme Jugend, die so betrogen wird!

gebunden. Ein Kommando für beide: Feuer, aus wenigen Metern Abstand, und zwölf Augen treffen. Beide sind tot. Der Belgier ist umgeknickt. Miß Cabell steht aufrecht am Pfohl. Die Schüsse sind hauptsächlich in den Brustkorb, in das Herz und in die Lunge gegangen. Sie ist sofort tot.

Nun schreite ich an den Pfohl, wir nehmen sie ab, ich fasse ihren Puls und drücke ihr die Augen zu. Dann legen wir sie in einen kleinen gelben Sarg, der abseits steht. Sie wird sofort beigelegt, die Stelle soll unbekannt bleiben. Man befürchtet Unruhen wegen ihres Todes oder eine nationale Projektion aus der Stadt, darum Eile und Schweigen und Geheimnis um ihr Grab

In die Affäre der Edith Cabell waren etwa zwanzig Angeklagte verwickelt. Die Tätigkeit der Edith Cabell hatte darin bestanden, die aus den Herbstschlachten 1914 in Nordfrankreich und Belgien zurückgebliebenen, teils verwundeten, teils geflüchteten Engländer und Franzosen zu sammeln, zu pflegen, zu verbergen und mit den wehrfähigen Belgiern zusammen nach Holland zu transportieren. Miß Cabell, die Engländerin war, war von den deutschen Behörden aus Belgien ausgewiesen worden, blieb jedoch in der Stadt. Miß Cabell wohnte schon seit Jahren in Brüssel, sie war von Beruf Erzieherin, sie hatte Kindergärtnerinnen ausgebildet und war eine Zeilang Pflegerin im Krankenhaus gewesen.

Der Prozeß bot ein merkwürdiges Bild: interessante Verschwörer, ein soziales Durcheinander: die belgische Prinzessin Croix, die französische Gräfin Debeville, Intellektuelle, Rechtsanwältin, ein Apothekerpaar aus Namur, Ingenieur Bauca, dessen Erschießung ich vorhin schilderte, schließlich armfertige Kohlenarbeiter aus dem Borinage, die man für ein paar Franken für die Nacht gemietet hatte, die Gruppen durch die Wälder zu führen. Abenteuerlust, Patriotismus, Anklagen der Verschwörer unter- und gegeneinander, Verzweiflung, Ohnmacht, nationale Verhegung, alles spielte sich während der zwei Tage Verhandlung vor uns ab.

Edith Cabell erklärte, daß sie mit ihrer Organisation etwa dreihundert englische und französische Soldaten und wehrfähige Belgier im Laufe der Monate gesammelt, ausgerüstet und über die belgisch-holländische Grenze geschafft hat. Sie selbst, von vielen Seiten ihrer Mitbeschuldigten schwer belastet, verhielt sich äußerst reserviert, sprach leise und wenig, trug immer ihr starres und undurchdringliches Gesicht.

Sieben Angeklagte wurden zum Tode verurteilt, die anderen erhielten schwere Zuchthausstrafen. Vollstreckt wurde das Urteil an Miß Cabell und an dem Ingenieur Bauca.

Kuriosa.

Unter anderem:

beschloß Hohenstadt in Währen, eine jüdische Steuer auf Singvögel, wonach der Besitzer einer Nachtigall 100 Kronen, von Drosseln und Rotkehlchen 50 Kronen, von Zeisigen und Stieglitzen 10 Kronen zahlen muß — nur der Ruduck kostet nichts, den bringt der Gerichtsvollzieher gratis ins Haus.

kaufte ein Amerikaner das mit dem Kriegskreuz ausgezeichnete Segelschiff der französischen Handelsmarine, dem es gelungen war, ein deutsches U-Boot zum Sinken zu bringen, und machte daraus ein schwimmendes Restaurant mit Tanzbetrieb.

eröffneten in Berlin „Sechs Studenten und eine Optimistin“ eine Eisdielen am Kurfürstendamm, um sich die Studienmittel zu verdienen.

Wie Miß Cabell erschossen wurde.

Von Dr. Gottfried Penn.

Im Jahre 1915 wurde in Brüssel die englische Erzieherin Edith Cabell von der deutschen Besatzungsarmee standrechtlich erschossen. Sie war beschuldigt worden, gefangene englische und belgische Soldaten nach Holland gebracht zu haben. Dieses brutale Vorgehen hielt auch nach dem Kriege noch die Gemüter in Erregung. Ein früherer deutscher Militärarzt schildert hier die Vollstreckung des Urteils.

Ich war seit den ersten Tagen der Besetzung von Brüssel Oberarzt im Gouvernement Brüssel. Eines Abends, im Spätherbst 1915, erhalte ich den Befehl, am nächsten Morgen an einer bestimmten Stelle auf ein Auto zu warten und an einen unbenannten Ort zu fahren.

In das Auto steigen außer mir zwei Kriegsgerichtsräte, einer dienstlich, der andere aus Interesse. Wir fahren durch die dunklen Straßen zum Tir national, dem Scheibenstand der Brüsseler Garnison an der Peripherie der Stadt. Das Auto hält. Das Terrain senkt sich. Wir steigen eine Mulde hinunter, in der Soldaten Spalier stehen. Am Ende der Mulde stehen zwei Gruppen von je zwölf Mann in zwei Gliedern. Ihre Gesichter sind auf den grassbewachsenen Kugelfang gerichtet. Vor dem Kugelfang zwei frische Pfähle, weiße Latten, in die Erde gerammt.

Wir stehen und warten. Nun fährt ein Auto heran. Ihm entsteigt ein belgischer Zivilist mit einem katholischen Pfarrer. Der Belgier ist etwa vierzig Jahre; er ist, wie ich höre, Ingenieur, verheiratet, Vater von zwei Kindern. Seine Bewegungen sind lebhaft. Er ist nicht gefesselt. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze. Er ist der Komplice von Edith Cabell.

Mit einer Lebendigkeit ohnegleichen, mit Leichtigkeit schreitet er den Hang hinunter, wo die Soldaten stehen, zieht die Mütze, stellt sich mit einer unnachahmlichen ritterlichen Bewegung vor die Gruppe, die ihn erschießen wird, und sagt die Worte: „Bon jour, Messieurs, devant la mort nous sommes tous des camarades.“ (Guten Tag, meine Herren, vor dem Tod sind wir alle Kameraden.) Er wird vom diensthabenden Kriegsgerichtsrat unterbrochen, der wahrscheinlich eine aufreizende Rede fürchtet. Von nun an bleibt der Delinquent stehen, ruhig, todesgewiß.

Nun kommt das zweite Auto. Miß Cabell steigt aus, neben ihr ein evangelischer Pfarrer, ein bekannter Berliner Geistlicher, der ihr die letzte Nacht zur Seite gestanden hat. Edith Cabell ist vielleicht zweieinundvierzig Jahre alt, hat graues bis weißes Haar; der Kopf ist entlastet; sie trägt ein blaues Kleid. Ihr Gesicht ist dürr, maskenhaft, der Gang steif, stockend. Aber ohne Zaudern, ohne Stoden geht sie abwärts zu den Pfählen. Einen Augenblick hält sie einige Meter von der weißen Latte entfernt; sie spricht leise mit dem Pfarrer. Was hat sie ihm gesagt? Er hat es mir später erzählt: sie stirbt gern für England und läßt Mutter und Brüder grüßen, die in der britischen Armee im Felde stehen. Andere Frauen bringen größere Opfer: Männer, Brüder, Söhne, sie gibt nur ihr eigenes Leben. O Vaterland, drüben über dem Meer, o Heimat, die sie grüßen läßt. Dann nimmt sie ruhig Abschied von dem Pfarrer.

Letzter Akt. Es dauert kaum eine Minute. Die Kompanie präsentiert, der Kriegsgerichtsrat liest das Todesurteil vor. Der Belgier und die Engländerin bekommen eine weiße Binde über die Augen, die Hände werden an den Pfohl

wurde der Chefredakteur des Hamburger Razi-Blattes von der Parteileitung gemahngelt und auf die StraÙe gesetzt, weil er die Sache der Arbeitnehmer verteidigt hatte.

beschloÙ die medizinische Fachschaft der Berliner Universität, daÙ Juden bei der Demonstration interessanter Fälle nicht mehr ganz vorn sitzen dürfen.

lehnte die Parkkommission von Los Angeles die Aufstellung eines Beethoven-Denkmals ab, weil seine Hosen „beutelig, salopp und nicht zur öffentlichen Aufstellung in einem amerikanischen Park geeignet wären“.

nahm Wilhelm II. das ihm angebotene Protektorat über den Nationalen Deutschen Automobilklub an.

beschlossen in Lodz die Hebammen, in Streit zu treten.

propagierete ein Pariser Parfmier ein Zungenrot, das die Zunge dem Rot des Lippenstiftes anpassen soll.

festerte man in Frankreich einen Literaturpreis von 2000 Franken für Kinder.

belästigten die Filmindustrie wiederholt halentreuzgeschmckte Briefe, die vor der projektieren Befehung warnten und statt ihrer „deutsche“ Namen vorschlugen — wobei sich herausstellte, daÙ die „Warnungen“ von den „deutschen“ Schauspielern selber stammten, die auf diese Weise ihren Kollegen die Rolle wegchnapen wollten.

schilderte die braunschweigische Razi-Zeitung die Folgen eines Hitler-Sieges folgendermaÙen: „Lasset vier Wochen nach dem Sieg Hitlers ins Land gehen, und ihr werdet den Segen des Nationalsozialismus zu spüren bekommen; eure Acker werden freudiger zu grünen beginnen, eure Kühe und Pferde werden freudiger ihren Herrn begruÙen, und euer Gefinde wird freudiger gehorchen und arbeiten.“

Hausrezepte

Die Sorge für die Garderobe des Mannes.

Frauen haben es gerne, wenn ihre Männer immer sauber und gut angezogen sind. Es ist nicht immer nötig, daÙ die Anzüge neu sind, um gut auszusehen. Die folgenden Ratschläge sollen helfen, die Garderobe des Mannes stets tadellos in Ordnung zu halten, ohne allzu viel Zeit darauf zu verwenden.

Wenn Männer immer funkelnagelneu gekleidet aussehen sollen, so braucht ihre Garderobe stndige Aufmerksamkeit. Manche Männer haben groÙes Interesse an ihren Anzügen, aber viele sind in dieser Beziehung auÙerordentlich nachlässig, und würdigen stets unordentlich aussehende ohne die Aufmerksamkeit und Energie ihrer Frauen.

Ferizin mit einem feinen Pinsel aufgetragen ist ein gutes Reinigungsmittel für einen befleckten Anzug. Es sei aber daran erinnert, daÙ dies höchst feuergefhrlieh ist. Farbflecken können mit Terpentin beseitigt werden; Tintenflecke mit Zitronensaft.

Schmutzflecken können nicht eher entfernt werden, als bis das Kleidungsstück ganz trocken ist. Am besten benutzte man hierzu eine reine Bürste, die nicht zu hart sein darf. Sollen die Flecken in besonders hartnäckigen Fllen nicht herausgehen, so reibe man mit einer halben, rohen Kartoffel die Stelle nach.

Eine zerknitterte Hose macht einen schlechten und nachlässigen Eindruck. Ein gelegentliches Bgeln mit einem heiÙen Eisen ist

zu empfehlen, man muÙ aber über das Kleidungsstück ein nasses Tuch legen und darf dann dasbelle nicht gleich, wenn es noch feucht ist, in den Schrank tun, sondern hänge es erst noch ein paar Stunden ans offene Fenster, damit es vollends ausdunstet und trocknet.

Wenn die Ärmel eines Rockes zerdrückt sind, dann stopfe man sie mit Zeitungspapier aus und befeuchte sie mit einem Schwamm.

Man hängt dann den Rock über einen Stuhl und lÙt ihn trocknen.

Wenn der Stoff anfängt zu glänzen, so reibe man ihn leicht mit einer Alaunmischung ab, und zwar auf 16 Teile Wasser ein Teil Alaun.

Alle Kleider sollten stets auf einen Bgel hängen und die Beinkleider auf einem Spanner. R. G.

Weiteres.

Knaben bevorzugt. „In diesen Zeiten bringt ein Mädchen doppelte Sorgen.“ — „Wieso denn?“ — „Na, bis man es verheiratet hat, und dann erst recht, bis man für den Mann eine passende Stellung findet.“

Gewissenhaft. Dein Lehmtul will sich verheiraten. Er schickt seinen Eltern das Bild seiner Erwählten und schreibt auf die Rückseite der Photographie: „Das ist meine Braut mit unserem Kind, in zwei Monaten ist Hochzeit.“ Die Eltern betrachten das Bild von hinten und von vorne, sie können mit dem

besten Willen kein Kinderbildnis darauf entdecken. Als sie dieses ihrem Sohne mitteilen, antwortet er: „Das Kind kommt in drei Monaten.“

Bankschaden. „Mei ganz Geld ist entwertet worden, weil die Bank pleite gemacht hat“, jammert der Bankhagl. — „Trst dich mit mir,“ sagt der Sepp. „Mir is sogar mei neue Hofn hing' worden durch a Bank.“ — „Wieso?“ — „No ja, die Bank war halt frisch ang'strich'n!“

Der Traubenwirt. Als der Traubenwirt einst seine Gaststube voller Studenten hatte und diese ihn dauernd „altes FaÙ“ titulierten, riÙ ihm endlich die Geduld und er sagte: „Meine Herren, ein altes FaÙ ist von Reifen umgeben, ich aber bin hier von Unreifen umringt.“

Rebertroffen. „Was es doch für fabelhafte Leistungen gibt — da habe ich in Brüssel gehört, der hatte nur eine Hand!“ — „Das ist nichts Besonderes! In München habe ich einen Sänger gehört, der hatte gar keine Stimme!“

Logik. Kurichen ist ein kluges Kind. Er kommt zur Mutter gestürzt: „Mutti, Mutti, denk' dir nur, Onkel Paul hat Trude gekÙt.“ — „LaÙ nur,“ sagt die Mutter begutigend, „die heiraten ja in zwei Wochen.“ Kurichen überlegt lange und gründlich. SchlieÙlich fragt er: „Und wann heiratet Papa meine Klavierlehrerin?“

Die Scheidung. Frau Lounby, Gattin eines Piloten, seufzt schwer: „Mein Mann ist wiederum glücklich gelandet. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als die Scheidung einzureichen.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 95.

Von Gen. Wilhelm Beutel, Arnsdorf bei Tetschen.

Schw.: Kf3; Tc3; Sc6; Bb3, f2 (5).



Weiß: Kb6; Dd2; Lf1; Sbl, h1; Bg3, h3 (7).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an Wenzel Scharoch, Zwettnitz, einzusenden.

Lsungszug zu Nr. 92: Kd3—c3.

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Grimmer Emil, Katarinaberg; Weigel Josef, Landsdorf; Schubert Josef, Polau; Hiele Josef, Markersdorf; Tinneber Emil, Tetschen; Gottfried Johann, Bad Tarsau; Bräuer Beno, Lehrer in Langenau; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Gaida; Setola A. J., Bodenbach II; Jenfert Eduard, Schaisa; Rehler Eduard, Trmitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Lippert Gustav, Gager; Keiner Julius, Reichenh.; Milborf Adolf, Tschau; Selgarth Hermann, Neu-Bistritz; Walter Ludwig, Rabel Franz, Middel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Zwettlau; Schffler Franz

und Sieh Oskar, Teplitz; Trillsch Gustav und Qual Adolf, Wistertsdan; Albert Rudolf, Proßebitz; Seltmder Arthur und Malcha Rudolf, Zwettnitz.

Briefkasten.

B. Benno, Langenau. Lsungszug genut.

Partie Nr. 15.

Damengambit.

Weiß: Langen, Darmstadt.

Schwarz: Schlasser, Amberg.

- | | |
|-----------|--------|
| 1. e2—e4 | Sg8—f6 |
| 2. Sbl—c3 | e7—e6 |
| 3. Sg1—f3 | d7—d5 |
| 4. e2—e3 | e7—e6 |
| 5. d2—d4 | Sb8—d7 |

Jetzt ist das moderne Damengambit mit Zugumstellung entstanden.

- | | |
|-----------|--------|
| 6. Lf1—d3 | d5×e4 |
| 7. Ld3×e4 | Lf8—b4 |

Keine starke Entwicklung. Viel besser war es, mit b7—b5 nebst a6 und c5 in die starke Moraner Verteidigung einzulenken.

- | | |
|------------|--------|
| 8. 0—0! | 0—0 |
| 9. Tf1—e1 | Sf6—d5 |
| 10. Dd1—e2 | Tf8—e8 |

Schwarz ist durch seine schlechte Eröffnung bereits um gute Entwicklungszge verlegen.

- | | |
|------------|---------|
| 11. e3—e4 | Sd5×c3! |
| 12. b2×c3 | Lb4—e7 |
| 13. e4—e5 | b7—b5 |
| 14. Le4—d3 | h7—h6 |
| 15. Tel—e4 | f7—f5 |

Durch die beiden letzten Züge wird die schwarze Stellung vollends geschwächt. Die Katastrophe folgt nun auch sehr nachdrücklich.

- | | |
|-----------------|--------|
| 16. e5×f6 e. p. | Sd7×f6 |
| 17. Te4—h4 | Sf6—d5 |
| 18. Ld3—h7 | Kg8—h8 |

GroÙeren Widerstand bot Kf8.

- | | |
|-------------|--------|
| 19. Sf3—e5 | Te8—f8 |
| 20. Se5—g6 | Kh8×h7 |
| 21. Sg6×e7 | Kh7—h8 |
| 22. Le1×h6! | |

Das wirft den stärksten Mann um und Schwarz gibt auf, da auf S×e7 L×g7! mit Vernichtung folgt. Die Partie sah WeiÙ auf voller Höhe, was man allerdings von Schwarz bei bestem Willen nicht sagen kann.